



Ein deutscher Meister.

Bilder aus Georg Friedrich Händel's Leben

von Karl Storch.

3. Neue Accorde.

Es war am Charfreitag 1707.

Still war es in den Straßen der ewigen Stadt. Nur um den Vatikan wogte das Leben auf und ab. Nicht wie sonst in brausender Fülle und aufwallender Lebensfreudigkeit, — — nein, die Menge, welche vor der sizilianischen Kapelle seit Stunden hin und her wandelt, gleicht einem stillen Meere, dessen eigenwillige Natur nur durch leise aufsteigende Wellen hier und da verrathen wird. Charfreitags-Stimmung hält das volle Leben im Bann.

Die Sonne sinkt tiefer und tiefer, noch einmal verläßt sie das goldene Rom, — wie zum Scheidegange sendet sie noch vereinzelte Strahlen auf den wogenden St. Peter, dann senkt sich der itallische Abend leise auf das Kirchen- und Palastmeer herab. Jetzt erhebt eine Glocke dumpfen Klanges ihre Stimme und nun öffnen sich die Thüren zu der sizilianischen Kapelle.

Die herrende Menge wird Leben und Bewegung, es wogt und wallt und drängt sich — glücklich, wer die Schwelle erreicht und das Allerheiligste betreten kann. Jeder möchte nach einem Platz ergreifen, da bricht sich durch das in immer stärkeren Wellen herandrängende Volk ein fühner Mann noch freie Bahn. Heldenhaft seine junge Gestalt, frei sein Auge und seine Stirn — schon beginnen die Zurückgedrängten zu murren, da läßt sich eine gebieterische Stimme hören:

„Laßt ihn durch! Ihm gebührt zuerst der Eintritt!“ Und wie man noch fragt, da ruft dieselbe Stimme: „Il caro Sassone! Es ist unfer theurer Sachse!“

Da theilt sich die Menge und unser Georg Friedrich Händel schreitet durch die Furth auf die Thür der Sirtina zu. Mit ihm der Prinz Gaston von Medici, eine bekante und vornehme Erziehung.

Taufende von Flammen gießen ihre Lichter über das Allerheiligste des Katholicismus aus. Denn das ist die Sirtina in ihrer einfachen Herrlichkeit. Wie wunderbar sich die erhabene Decke wölbt, geschmückt mit den biblischen Szenen von Michel Angelo, der es wagen konnte den ewigen Vater selbst zu denken und zu malen, wie ernst die gewaltigen Prophetenanaltie und wie geheimnißvoll die abmurschenden Sibyllen sich von den Wänden abheben, wie erschütternd über dem einfachen und einzigen Altar als die letzte Erfüllung aller prophetischen Weissagungen des Meisters großes Weltgericht — unser junger Meister vermochte nur seinem süßlichen Fremde tief bewegt die Hand zu drücken, — — in jenen Augen standen Thränen, aber seine Seele jubelte hoch auf.

Ganz in arbeitendes Aufsehen versunken, merkt die Menge kaum, wie der Papst in Charfreitagsornat an der Spitze seiner Cardinale in langsam feierlichen Zuge hereinrückt. Die Feier beginnt und kaum haben die Würden-träger am Altar Platz genommen, so verlöschen die Lichter und nur der spärliche Schein von fünfzehn Altarkerzen verleiht dem geweihten Raume ein geheimnißvolles Hell-dunkel. So hat einst die Sonne von Gogatha in fahlem Scheine über Jerusalem gelegen: der Erlöser stirbt.

Still ist's in den Herzen und still in der Kapelle, — selbst die Generatoren der Propheten scheinen sich geschlossen zu haben und in den Tiefen der eigenen Seele zu leben. Kaum, daß man das Athemholen hört: da rauscht es vom Chore herab, wie ein Tonen aus himmlischer Ferne — die päpstlichen Sängler intoniren Gregorio Allegri's Charfreitagsumst.

Was auch unser Händel über die feierliche Schönheit dieser Musik gehört hatte und wie er sich nach dieser Charfreitagsumst gefehlt hatte, die Erfüllung ließ kein Sehnen weit, weit hinter sich zurück. Fünfzehn Trauer-palmen bereiten auf das Höchste und Größte, auf das Miserere vor, — — so einformig diese fünfzehn Palmen einsehen und ausblicken, so rührend und erbauend ist doch die Wirkung, welche sie auf jedes Zeitalter und Geschlecht ausgeübt haben. Es ist in ihnen etwas von den Klängen, wie sie sich aus der Seele des Erlösers emporzogen, ein Erd- und Gethemane den Vater suchte, — und um den Ein-druck dieser jetigen Klage noch zu erhöhen, verleiht bei dem Schlußton jedes einzelnen Palms eine von den fünf-zehn einjamen Sketzen. Nach anderthalb Stunden ist es Nacht am Altar geworden, — — die Sonne hat ihren Schein verloren.“

Der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Knie und mit ihm die ganze errietherte Menge. Tiefe Stille im Heiligthum — jeder Katholik betet ein stilles Vateramen — dann ein Aufatmen und vom Chore herab jetzt nun jenes Miserere ein, das im Jenseits geboren zu sein scheint und ewige Harmonien in das veranschaulichte Diesseits hinein trägt. So heilig sind diese Töne, daß sie nach einem päpstlichen Gebote nur in der Sirtina erklingen durften, — jeder andere und wenn

nach so schöne Raum erschien dieser Accorde unwürdig. Michel Angelo's Propheten und Gregorio Allegri's Misere gehören zusammen.

Händel war von dem Ganzen so hingenommen, daß er kaum merkte, wie sich die Kapelle mehr und mehr leerte und wie ihn der Fürst Medici in das Freie hinaus schob. Draußen wölbte sich der nächtliche Sternenhimmel über der ewigen Stadt, aber in seine Seele warfen andere Sterne ihren Glanz.

Schweigend ging er mit dem Fürsten dahin. Um seinen Preis hätte er nach solchen Accorden ein Wort flüchtigen Klanges sprechen mögen. Seine Jugendträume waren erfüllt: Das Allerheiligste der Kunst hatte sich ihm erschlossen.

Als er vor vier Monaten nach Italien gegangen war, war er einer Nothwendigkeit gefolgt. Italien war seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Hochschule für Musik. Unsere ersten großen Meister: Cecard, Leo, Haßler und Heinrich Schütz haben in Italien fruchtbringende Anregungen gefunden und bis in unser Jahrhundert hinein haben tüchtige Meister ihre Künstlerarbeiten dorthin gebracht. Schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hatten selbst die kleinsten itallischen Städte ihre Singbüchsen; an Sängern und Componisten war kein Mangel. Wer in der Oper excelliren wollte, mußte in Italien Übung gefunden haben, ein leicht erregbares Volk lebte und webte für die Musik. Was Wunder, daß es unsern Händel wie mit tausend Händen dorthin zog, durfte er doch außer reicher, musikalischer Nahrung, die ihm Italien bot, für seinen beweglichen Geist noch mancherlei andere Speise erwarten!

So war er denn im Januar 1707 in Florenz angekommen.

Mit offenen Armen von dem kunstsinigen Gaston von Medici empfangen, konnte er mit frohen Herzen und freiem Blick das Land seiner Träume genießen. Seine herrliche Gestalt, seine wunderbare Kunst eroberten ihm im Fluge die Herzen der Großen; er war auch auftritt, war er ein Gast der Vornehmen und wenn wir uns nicht ganz täuschen, wird der Schmeichelname il cara Sassone zuerst schönen Lippen entlocken sein, bevor ihm die ganze Bewunderung mit diesem Namen zujauchzte. So durfte er genießen frei von jeder Sorge, auch unbedenklich von dem Töne unbewußten Blickes eingetreten. In seinen freien Stunden hatte er Palmen und Cantaten geschrieben, eine Oper Rodrigo lag fertig da, eine andere Ariopina hartete ihrer Vollendung — — da hatte ihm die Reise nach Rom mit der Charfreitagsumst in der Sirtina seine bisherigen Kunstideale verrückt, er fand vor etwas völlig Neuem und seine bewagte Seele wußte sich in das Unerhörte noch gar nicht zu finden. Der Befall, der ihn so oft und so reichlich gependelt war, erschien ihm nun scharf und nichtig gegenüber der stillen und doch so tiefen Bewegung, die sich aller Zuhörer in der Sirtina bemächtigt hatte. Und wie er mit dem süßlichen Fremde durch die abendlichen Straßen dahinschritt, da stand vor seiner Seele das Bild eines Meisters, dessen Leben und Streben auf andere, als Pflichterfüllung gerichtet ist. Unvergänglich in das Vergängliche, Ewigkeitsgedanken in die rasch ver-räuschten Zeit einzuführen — ach! wem das gelänge: Dem würden nicht bloß Kränze gewunden und Ehren gespendet, dem würde selbst ein Stück Ewigkeit zu Theil! Wessen Jüge dieses Meisters Bild trug? — —

So unter bewegten Gedanken war der Fürst mit unserm Händel dahin angekommen. Schweigend wie sie zusammengewandert waren, verabschiedeten sie sich.

Aber Händel's übervolle Seele mußte noch reden. Der Flügel stand offen und wie sich der Meister daran setzt, flutet ein Tonmeer dahin, erst leise rauschend und fliegend, dann mächtig dahin rollend und himmelanbrausend — immer gewaltiger die Tonmassen und über sie hin die Melodie immer jughafter aufsteigend — — nun wird's stiller und stiller, die Bogen beruhigen sich und durch die Nacht hin klang und singt eine Weise, himmlisch und süß, als ob sie von Engeln hereingetragen wäre. Der Meister aber hat die Augen geschlossen und lauscht ver-rückt der Töne, die aus den Seiten emporklingen und kaum sich gar nicht trennen von den lieblichen Accorden.

Endlich steht er vom Stuhle auf. Aber siehe, hinter ihm steht der Fürst: „Verzeihung, Händel! Ihr habt mich nicht kommen, hören, mein Herz war zum Zerpringen voll — ich konnte heute Abend nicht ohne ein Wort von Euch gehen!“ Und lächelnd auf den Flügel zeigend: „Darf ich fragen, welchen Gedanken Ihr beim Spiele verfolgt habt?“

„Weiß ich's doch selbst kaum, erwiderte Händel. Anfangs war ich in der Sirtina unter dem Eindruck der beiden Großen: Michel Angelo und Allegri. Dann führte mich der Heiß, ich weiß nicht, wohin. Es war mir, als ob ich auf freiem Felde stünde zur Nachtzeit, von fern her ertönten die Stimmen der Hirten, aber über mir öfnete sich der ganze Himmel, — mit einem Worte: es war mir zu Muth, wie jenen Hirten zu Bethlehem, als sie die Klarheit des Herrn umleuchtete!“

„So, jagte der Fürst, das war's: Klarheit des Herrn! Gott segne Euch mein theurer Freund! Und nun — buona notte!“

Begrüßungen in Geberde und Wort.

Kulturgeschichtliche Skizze.

(Schluß.)

Die Aethioper fallen auf das Knie und küssen die Erde; und in Unter-Guinea stoßt man die Finger des zu Begrüßenden, drückt sie und spricht dabei: „Akko! akko!“ (Dein Diener! Dein Diener!)

Die Mandingos in Ober-Guinea fassen bei der Begrüßung einer Frau deren Hand, bringen sie an ihre Nase und beriechen sie zweimal. Im Divan zieht der Niedere dem Höheren einen Pantoffel aus, legt ihn neben sich und empfängt von dem Anderen den nächtlichen Gruß. Viele seltsame Umständlichkeiten sind bei der Bekanntschaft des nordwestlichen Amerika mit dem Grützen verbunden. Die Art, wie sich die Eingeborenen des südlichen Amerika begrüßen, ist kurz. Die Anebe ist: „Ama ro ka?“ (Du?) und die Antwort: „A!“ (Ja!) Auf den Gesellschafts- und Freundschaftsbesuchen berühren die Grützen einander die Nasenspitzen; so auch drücken die Lappländer, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest an einander. In Neu-Guinea bedeckt man sich das Haupt mit Baumlättern, was nicht bloß als Gruß, sondern auch als Zeichen des Friedens gilt.

Die alten Griechen pflegten bei der gegenseitigen Annäherung zu sagen: „Chaire!“ (Freue Dich!) Dieses an-muthige Wort läßt uns einen Blick thun in den heiteren Charakter dieses Volkes. Die Griechen von heute, so verschieden in Sitte und Bildung von dem edlen Solennos des Alterthums, sagen nicht mehr „Freue Dich!“, sondern: „Was thust Du?“, mehr eine neugierige und Nützlich-leitsfrage.

Bei den Hebräern pflegten nähere Bekannte einander Hand, Haupt und Schulter zu küssen und es galt der Jurur: „Schalom lecha!“ (Friede sei mit Dir!) Noch heute bildet das Wort „Salom!“ (Friede!) den Grund aller Begrüßungen bei ihnen und bei Arabern. Es deutet genaugen dem umherirrenden, rathelosen Charakter dieser Völker an.

Die Römer kannten nur eine Formel der Begrüßung: „Salvo!“ (Sei gesund und stark!) Später, als mit der verfeinerten Lebensweise der mannhafte Charakter des mehr ererbenden Volkes zu schwinden begann, machte jene Formel einer andern Platz, der man den morgensländischen Einfluß anmerkt. Sie fragten: „Quid agis, aleximiano rerum?“ (Was thust Du, süßliches der Dinge?) Das ist der „gute Morgen“ der Römer im Jahrhundert des Augustus und der Begrüßte antwortete: „Suaavit“ (Angenehmes) und fügte hinzu: „Ich wünsche Dir Alles, was Du wünschst!“ Die heutige Höflichkeit hat es noch nicht weiter gebracht. Die Bewohner von Schumadia in Serbien grüßen seltsamer Weise beim Begegnen mit den Worten: „Gibt es Eischen?“, weil sie als Hirten auf die Eischen großen Werth legen.

In dem katholischen Spanien, wo das Volk arabisches Blut in den Adern hat, begrüßt man sich mit den Worten: „Der Herr sei mit Euch!“, denen der nicht immer ernst gemeinte Wunsch folgt: „Möget Ihr lange leben!“ „Muchos annos!“ (Manche Jahre!)

Der leicht erregbare Franzose flüchtet seinen Gruß wohl in diese Worte: „Bon jour!“ — „comment vous portez-vous?“ „Guten Tag“, — „wie befinden Sie sich?“ Diese Formel zeigt, daß die Franzosen sich lieber an die Form, an den Schein halten, als an die Wirklichkeit, denn das oberflächliche „vous portez-vous“ ist ohne allen Gehalt. Jedoch ist es ganz charakteristisch für ein Volk, auf welches kleine und große Wortformeln fast gleich große aber auch gleich flüchtige Eindrücke hervorbringen. Ein ähnlicher Gruß ist auch in Deutschland gebräuchlich und nicht minder bezeichnend: „Wie geht's?“ — eine Formel, die man nur, um etwas zu sagen oder ein Gespräch anzuknüpfen, zu gebrauchen scheint. Doch liegt in dieser unbestimmten Frage zugleich eine stillschweigende Verzichtleistung auf ein näheres Eindringen in die Angelegenheiten eines Andern.

„Wie reiset Ihr?“ fragt der Holländer; und wunderbar kennzeichnet dieses Wort den Handelsgeist jenes praktischen Volkes, das seine Gefühle den besondern und allgemeineren Interessen unterzuordnen weiß. Wenn dieser Ausdruck nicht auch in England heimisch geworden ist, mag es wohl aus dem Grunde sein, weil das „How do you do?“ des Briten noch bezeichnender ist. „Wie thut Ihr?“ „Thun!“ — dieses einzige Wort drückt die siebenjährige Thätigkeit des rastlos schaffenden Inselvolkes aus.

Werkwürdig ist die Form bei den slavischen Völkern durch ihre Kürze. Eine Silbe genügt ihnen: „Mir!“ d. h. „Friede!“ In den entlegenen Theilen Rußlands ist es das Wort: „Zarastone!“ (Seid wohl!), welches man über- all hört, und das fast mehr einem Klatsch als einem Wunsch gleichet.

In jenen Ländern des europäischen Festlandes, wo die katholische Kirche die herrschende ist, bedient man sich wohl

